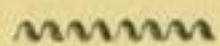


REINHOLD SCHNEIDER

✓
DAS ERDBEBEN



MCMXXXII

BEI JAKOB HEGNER IN LEIPZIG

Sächsische
Landesbibliothek

15. FEB. 1934

Dresden

8

Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig
[Abteilung Jakob Hegner]

GESCHICHTE
EINES NASHORNS

—

König Emanuel der Glückliche von Portugal sah ärgerlich auf die Menschenmenge, die sich vor seinem Uferpalaste um die Landungsstelle drängte; auch die Verkaufsbuden, die in einem verwirrten Schwarme vor dem Schlosse standen und flämische Stoffe, östliche Teppiche, von spanischen und deutschen Bäckern hergestellte Backwaren, toledaner Waffen, in Frankreich gefaßten Schmuck und das rote rauchende Fleisch der Ochsen aus der großen flachen Einöde jenseits des Tejo unter wehenden Tüchern bargen, leerten sich und schickten Käufer und Verkäufer in den Schatten der schlaffhängenden Segel, die, als wären sie aus der Erde emporgewachsen, unmittelbar vor der niedern Mauer am Ende des Platzes langsam auf- und niederstiegen. „Ich will nicht“, rief der König heftig, „daß irgend jemand das Wundertier sieht, bevor ich es dem Volke zeige. Man soll Tücher über den Käfig werfen und ihn verdeckt in das Schloß tragen!“

Einer der Edelherren ging; der Graf von Castello Branco trat in die Fensternische: „Der Schloßhof der Könige von Portugal ist der größte Hafen der Welt; er ist das Tor Europas, durch das ein neuer Erdteil einzieht in den alten; auch das Gold in der Hand des Kaisers floß hindurch.“ — Der

König lächelte: „Macht Eure Schmeichelei wieder gut mit einem Gedanken und sagt, wie wir morgen dem Volke das Ungeheuer mit dem größten Aufsehen vorführen können.“ — Der Graf schien glücklich über diese Aufforderung: „Seit vor zwanzig Jahren Vasco da Gama zurückkam aus Calicut, gibt es nur zwei Städte in der Welt, aber schon hat Lissabon das alte Rom geschlagen. Von Brasilien wußten die Römer nichts, und kein Cäsar träumte davon, eine Gesandtschaft nach China zu schicken, wie Ihr es im vergangenen Jahre tatet. Wollt Ihr nicht auch Tierspiele feiern wie die Römer? Man sagt, daß das Nashorn eines der wildesten Tiere ist und unbedenklich jeden Gegner angreift, mit dem es zusammentrifft: es wäre ein noch niemals erlebtes Schauspiel, wenn Ihr es morgen in einem geschlossenen Käfig dem Elefanten, der Euch mit der vorigen Indienflotte geschickt wurde, gegenüberstellt. Sagt ein einziges Wort, und ich werde im Fluge alles vorbereiten, was dazu nötig ist; Ihr führt die beiden Tiere morgen im Triumph durch die Hauptstadt nach dem Kampfplatz, und man wird es in der ganzen Welt erzählen, welche Kurzweil der König von Portugal veranstalten darf.“ Da er noch einen Schatten von Bedenklichkeit auf dem Antlitz des Königs sah, fügte der Graf rasch hinzu: „Natürlich

werde ich nicht vergessen, die Gesandten zu laden; dann mag der Spanier seinem kaiserlichen König Karl von Spanien und Deutschland diesen wohlgespitzten Dorn auf eine angenehme Art ins Fleisch treiben, und Franz von Frankreich ärgert sich von neuem über den Vorsprung, den Ihr an seinen geliebten Kuriositäten habt.“

Nun war der König entzückt: „Ich will nicht wissen, was in der ersten Schatztruhe steckt, die man jetzt eben hereinträgt; aber Ihr sollt gleich gehen und nachsehn und drei volle Hände daraus greifen“, und im Selbstgespräch fügte er, während der Graf hinausging, hinzu: „Das Gold ist es nicht, das unsern Namen erhält; aber vielleicht ist es die Art, wie wir es verschenken.“

Inzwischen wurde im Schutz der Palastwache ein gewaltiger, von grauen Tüchern umhüllter Würfel auf glatten Baumstämmen über den Platz hinweg zum Schlosse gerollt; die Zuschauer folgten gleichzeitig zudringlich und zaghaft, herantretend und wieder zurückweichend, bis das Holz auf den Steinplatten knirschte, die das Gebäude umsäumten, und standen noch immer, als längst die Gewölbe und Treppen im Innern dröhnten von der widerwillig sich fortbewegenden Last und die eisenbeschlagenen Flügel des Portals sich wieder zusammengefaltet hatten.

Rasch aus der Tür tretend, traf der König den Edelherrs Francisco d'Andrade, der sich mit angst-verzerrtem Gesicht vor ihm verneigte. Emanuel erriet sofort seine Furcht: „Wollt Ihr nicht mitkommen und das Untier betrachten? Oder fürchtet Ihr Euch vor ihm?“ — „Ich muß gestehn, ich bin ein wenig schreckhaft geworden, seit wir auf der letzten Reise nach Frankreich in den Pyrenäen von Bären angefallen wurden“, stammelte der Edelherr, ohne das Zittern seiner dünnen Gestalt verbergen zu können. In diesem Augenblick erbebten alle Gewölbe vom Fall einer gewaltigen Masse; offenbar hatten die Matrosen, die mit ihrer Last am Bestimmungsort angekommen sein mußten, die Baumstämme unter dem niederstürzenden Gewichte hervorgezogen. Unter dem plötzlich heraufschlagenden Lärm knickte Francisco d'Andrade zusammen, als habe man ihm selbst die ganze Last des grauen Würfels auf die Schultern geworfen. Der König sah es lächelnd, dann fragte er Francisco, ob er sich auch in der Gegenwart seines Königs vor dem verrufenen Ungetüm fürchte, und befahl ihm mit dieser Frage zu folgen. Sie eilten durch die breiten, von Splittern des zerriebenen Holzes besäten Gänge des Erdgeschosses und traten in eine verödete Halle, aus deren Schatten sich die Kontur des gefürchteten

Würfels hob; das graue Licht ließ noch immer nicht mehr erkennen als den Umriß. Als sie davorstanden, hörten sie aus dem Innern des umspannten Gehäuses ein Brausen, als ob sich der Wind in einem Segeltuch verfangen habe; unten, nahe den Steinplatten des Bodens, ging die schwere Leinwand langsam vor und zurück.

Für ein paar Augenblicke genoß der König die Furcht des armen Edelherrn; dann griff er selbst das Tuch an und warf nicht ohne Anstrengung den unteren Zipfel auf das Dach des Käfigs. Hinter rohbehauenen Balken aus fremdem Holz, die von dicken Eisenklammern zusammengehalten waren, zeichnete sich unsicher eine unförmige Masse ab; die Linien lösten sich aus einem riesenhaften, fast nicht begrenzten Halbrund und liefen vorn entschieden und spitz einander zu. Knapp vor ihrem Zusammentreffen sprangen zwei unruhige gelbliche Funken aus ihnen hervor. Der heranströmende Luftzug und das hellere Dämmern, vielleicht aber auch die Witterung animalischer Nähe brachten den Klotz in Bewegung: er richtete sich pustend auf seine niedern Beine und ließ die beiden suchenden Funken aufwärts den Bäumen folgen, so daß über die beiden Männer in der kühlen Halle eine überraschende Welle dampfenden Lebens ging. Emanuel hielt diesem

Strome die weiche, etwas schlaffe Hand entgegen, und sofort dehnte sich die Masse aus. Anscheinend hatten die Hinterbeine Halt gefunden an der Rückwand des Käfigs, während die Vorderbeine sich in wachsender Gewalt fest zwischen die Pflöcke klemmten.

Durch die Balken lief ein Krachen, und das ganze zitternde Gebäude aus Holz und Eisen drohte zu zersprengen von dem Druck des noch immer sich vergrößernden Leibes, der sich wie ein einziger Muskel gegen seine Beengung stemmte und zum Beherrscher aller seiner Kräfte zu werden schien; allein die erstarrten Schranken gaben dem Anlauf des Lebendigen nicht weiter nach, und die hochgetürmte Flut seiner Anstrengung sank zurück. Sofort aber zog sich der dunkle Leib zu einer steilen Biegung zusammen, um dann mit der vergrößerten Gewalt eines raschen Angriffs gegen die Stäbe zu prallen. Nun erbebte auch der König unter dem über ihn ausgegossenen Schauer einer besinnungslosen, gigantischen Wut, die einzuschließen der Käfig ganz unzureichend schien; Holz und Eisen waren wie dünnes Gespinst, das nur noch zufällig die in sich selber tobende Energie umgab. Die beiden mittleren Stäbe an der Vorderseite des Käfigs traten oval auseinander, als würde ein stählerner Keil durch sie getrieben, und hart

vor der Brust des Königs stieß ein schnaubender Rüssel in die leere Luft, der in der verzehrenden Nähe seines Zieles mit allen Fibern danach zuckte, sich zu verlängern. Aus dem Rüssel sprang ein scharfes, leicht nach hinten gebogenes Horn wie ein Dorn hervor.

Emanuel erstaunte über die rätselhafte Feindlichkeit, die in dieser Gestalt sich gebildet und an ihn herangedrängt hatte, um ihn zu bedrohen; aber sein Befremden, auf dem der Schatten aufkommender Gedankentiefe lag, wechselte rasch mit dem Entzücken, das der Vorschlag des Grafen Castello Branco in ihm erweckt hatte. Er war der erste, der ein solches Kuriosum in Europa besaß und zeigen konnte! Endlich erlöste er den armen Don Francisco, der mit Angstschweiß auf der Stirn hinter ihm stand und jede Biegung und jedes krachende Geräusch der Balken bis in alle Tiefen seines Wesens miterlebt hatte. „Werft das Tuch darüber und kommt!“ rief der Herrscher, vergnügt und rasch sich umdrehend, so daß es ihm entging, wie sein Edelherr von der Seite mit der Spitze seines Degens den grauen Wulst an die Kante schob und dann herunterfallen ließ. Unglücklicherweise wurde aber das Tuch von dem hervorspringenden Rüssel mit seinem Horne aufgefangen, und so hing es noch lange Zeit, wäh-

rend die Halle schon wieder leer war, bis das Nashorn ermüdete und selbst den Vorhang vor seine Ungestalt zog.

Oben empfing der König einen Stoß Huldigungsschreiben indischer Fürsten, von denen er nur die Anzahl, nicht den Inhalt beachtete; dann prüfte er die Gelder und Schätze, die aus dem Osten eingeliefert worden waren. „Nur das Notwendigste für die Schiffe“, sagte er zum Schatzmeister, und als dieser ihn darauf aufmerksam machte, wie aufbesserungsbedürftig die Flotte war, ja, daß mehrere Schiffe schon am Kap mit allen Schätzen versanken, nur weil sie schlecht gebaut waren, wurde Emanuel wieder gereizt: „Sie sollen mir Geld bringen, nicht nehmen. Alle Ausgaben werden zurückgestellt bis zum nächsten Jahr. Ich will endlich das Kloster Bêlem fertig wissen und den Platz sehn, wo man mich begräbt. An den reichen König wird man sich nicht so lange erinnern, als man mir versichert; wenn aber ein armer König sich ein reiches Grabmal bauen läßt, so hat er gewonnen. Gräber machen lebendig.“

Die Versicherung, daß er mehr getan habe als irgendein anderer für seinen Ruhm und daß er weder einen baldigen Tod in der Zeitlichkeit noch ein Auslöschen seines Namens in der fernsten Zukunft zu befürchten habe, stimmte Emanuel

nur noch nachdenklicher. Und als die Höflinge ihn wieder als den glücklichsten Herrscher priesen, dessen Ruf plötzlich in niemals geahnte Fernen gedungen sei, und der von allen Fürsten Europas beneidet werde, fiel er unvermittelt ein: „Das Grabmal soll geändert werden. Das Kloster will ich prächtig, unerhört reich, als steinernen Siegesjubiläum, als Triumph über Okzident und Orient. Damit ist genug getan für meinen Namen; meine Knochen aber wollen ausruhen, sie sind krumm von so viel Glück. Legt mir eine flache Platte ohne Monument; sie soll ganz flach sein, nicht höher als der Boden, so daß man bequem . . . darüber *gehen* kann; so daß keiner ausweicht, daß alle darüberschreiten. Es ist ganz schön, getreten zu werden, wenn man soviel geherrscht hat; Schritte über sich zu fühlen und das Glück abzubüßen, das doch immer unverdient ist. Niemand sieht es den Perlen an, daß ich sie in der Hand gehalten habe; sie dauern viel länger als die Finger eines Königs. Ich möchte wissen, wie viele sie noch besitzen werden. Früher, als wir arm waren, nicht mehr hatten, als das eigene steinige Land uns ließ und das Meer uns zuwarf, waren wir froh. Hätten wir weniger Glück gehabt in Portugal!“ Auf diese immer wiederkehrende Stimmung seines Herrn hatte der stets anwesende

Pater gewartet, und der König verbrachte in seiner Gesellschaft über den Plänen des Klosters Bêlem den Abend in Einkehr und Zerknirschung.

Am folgenden Tage, einem Sonntag, ging der Triumphzug des Königs, der eigentlich ein Triumphzug des Nashorns war, vonstatten. Der Graf von Castello Branco hatte mit ausgestreuten Wundermären alle Erwartungen des Volkes erregt und in größter Eile die umfangreichsten — und freilich ziemlich flüchtige — Vorbereitungen getroffen. Es war kurz vor Mittag, als Emanuel mit der ganzen Pracht seines Hofstaates vor dem Schlosse das Pferd bestieg und Befehl gab, das Nashorn herauszuführen. Man hatte, noch während der Käfig das Tier in Fesseln hielt, um jedes der unförmigen Beine einen Eisenring geschlossen, die Beine durch kürzere Ketten untereinander halb gefesselt und an jedem eine längere Kette befestigt, die jeweils von sechs bunt aufgeputzten Negern gehalten wurde. So zog man das Ungeheuer, das glücklicherweise merkwürdig apathisch gestimmt schien, ans Licht.

Kaum waren die Schwarzen mit ihrem Gefangenen ins Freie getreten, als ein wildes Aufbäumen durch die glänzende Kavalkade lief und fast den Abgang des Zuges gefährdete. Die Turbane des indischen Fürsten und seines Gefolges, der mehr

als ein Gefangener denn als Besuch am Hofe des neuen Machthabers weilte, fielen in den Staub; einige Pferde lösten sich aus der Ordnung des Zuges und trugen ihre machtlosen Reiter in besinnungsloser Angst quer über den weiten Platz mitten in die wartende Menge hinein, wo sie in wenigen Sekunden eine heillose und nicht unblutige Verwirrung anrichteten. Schlimmer aber erging es noch dem Trupp der Hofdamen, die ihre diamantbesetzten Zügel nur spielerisch in den Händen gehalten hatten. Der Federputz knickte, Perlschnüre rissen und streuten ihre mattschimmernden Tränen auf die Erde; damastene Röcke bauschten sich auf und entblößten seideumhüllte Beine. Während das Nashorn die Verwirrung gar nicht zu bemerken schien, die sein Erscheinen in seiner eigenen, natürlichen Gestalt hervorrief, wurde der König wieder der besten Laune. Er lachte aus vollem Halse über die stolze Anführerin der Hofdamen, die Gräfin d'Abrantes, die, schon halb zur Erde niederhängend, verzweifelt den Hals ihres Falben umarmte, während ihre Füße sich nicht aus den Steigbügeln befreien konnten und die vom Meer herwehende Brise die durchaus nicht untadelhafte Rundung ihrer Waden unbarmherzig verriet. In vollem Trab eilte der gräfliche Festordner der zwischen Him-

mel und Erde Schwebenden zu Hilfe und richtete sie wieder auf ihren Sattel, wobei er, ohne sich zu wehren, die Sturzflut ihrer Empörung über sich niederrauschen ließ. Inzwischen schmetterten die Herolde ihre Siegesfanfaren, als sei eine zweite Schlacht von Aljubarrota gewonnen oder ein neues Königreich erobert worden, und die Fahnen wurden geschwenkt, als gälte es den Einzug in Rom.

Stolz wie ein Pfau saß Emanuel auf seinem Schimmel; das schimmernde Rad seines Königsmantels war weit über den Pferderücken geschlagen und blitzte wie eine himmlische Gloriole. Vor ihm bewegte sich zwischen den vierundzwanzig Schwarzen und einem Trupp mit Lanzen Bewaffneter das Hinterteil des Nashorns wie eine gewaltige Halbkugel auf und ab; hinter ihm trippelte zwischen dem schweren Hufschlag der Schlachtrosse der tänzelnde Tritt der leichten Pferde der Hofdamen. Dann folgten drei mit Ananas und Bananentrauben beladene, mit Teppichen behängte Wagen, auf denen an langen Ketten gefesselte Affen kreischend herumturnten; oben, unter einer Längsstange, schaukelten Papageien in metallenen Ringen wie Blumensträuße aus Federn.

Als das Nashorn mit seiner schmetternden Vorhut und seinem königlichen Gefolgsmann um die

Ecke des Palastes gebogen war und die Edelleute und Damen in einer vollendeten Kurve wie ein auseinander gefalteter Fächer ihm nachritten, krachten auch die Achsen der Fruchtwagen, und der indische Sultan ließ zwei seiner Diener auf den vorsichtig aus einen andern Teil des Palastes herausgeführten Elefanten steigen. Dieser bildete das Ende des Zuges, der demnach von den zwei füreinander als Gegner bestimmten Bestien geführt und beschossen wurde; gleichsam eingeschlossen von den zwei feindlichen Gewalten, von denen keine noch die andere kannte.

Das Aufsehen war ungeheuer, als das Nashorn mit seinem Gefolge durch die von Palästen gebildete Straße nach dem Rocio zog. Soweit sie sich nicht selbst an dem Zuge beteiligen konnten, standen die Adligen mit ihren Frauen und Töchtern, umgeben von der glänzend gekleideten Dienerschar und einer Unzahl schwarzer Sklaven, auf den Freitreppen und Balkonen, Haupt und Banner senkend vor der außerordentlichen Erscheinung. Zu ihren Füßen, eingeklemmt zwischen die Palastwache und die Mauern, stritt sich die Menge um jeden freien Blick auf das noch nie erlebte Schauspiel.

Unter den von allen Seiten, aus allen Fenstern wie schreiend bunte Tücher niederfallenden Jubel-

lauten und Ausrufen des Erstaunens, die im Grunde dem gemächlich fort trollenden Vierfüßler galten, ritt König Emanuel in einem Übermaß von Glück. Jedes Beifallszeichen war ihm mehr wert als eine indische Perle, und er hätte am liebsten den Grafen Castello Branco, der den Zug erdacht und angeordnet hatte, auf offener Straße umarmt und zum Herzog gemacht.

Alles entwickelte sich auf die gewünschte Weise, als nicht mehr weit von dem großen Eisenkäfig, in dem der Kampf stattfinden sollte, das Nashorn plötzlich stehn blieb und weder durch Ziehen an seinen Ketten noch durch Lanzenstiche seiner Wächter vorwärts zu treiben war. Die Eisenspitzen schienen gar nicht einzudringen in die dicke, fast völlig glatte und haarlose Lederschicht, die wie Panzerplatten die starre Uniform umschloß; aber auch die am Tage vorher bekundete Wildheit war durch kein Mittel in dem rätselhaften Koloß aufzuwecken.

So stand der vordere Teil des Zuges, während der hintere sich noch bewegte und bald Menschen, Pferde und Wagen unter der glühenden Sonne auf das beängstigendste zusammenschob. Rasch gelangweilt von dem Stillstand des gleichen Bildes wandte sich das Interesse des Volkes, das einen lebhaften Wechsel der Szenen längst zu

wünschen gewohnt war und überdies vor Begierde nach dem Tierkampf brannte, dem Treiben der sich auf die ausgelassenste Weise neckenden und verfolgenden Affen auf den Fruchtwagen zu. Ein Knabe hatte es indessen auf einen großen, melancholischen Schimpansen abgesehn, der unberührt von allem, was um ihn vorging, auf seiner Stange saß und mit halbgeschlossenen Augen herunterblinzelte. Als keine Handbewegung, keine Drohung und kein Zuruf ihn aus seiner trübsinnigen Stellung brachte, versuchte es der Junge endlich mit einem Steinwurf, und im nächsten Augenblick war den Affen wie ihren Zuschauern ein neues Betätigungsfeld eröffnet. Sämtliche Kletterer bewehrten sich mit den zunächst erreichbaren Wurfgeschossen und ließen in sicheren Linien Orangen, Mandarinen, Bananen, Kokosnüsse und Ananas auf die Menge niedersausen, die natürlich nichts besseres zu tun wußte, als mit allen Mitteln diese Tätigkeit zu fördern. Der unerwartet herniederstürzende Segen seltenster Früchte zog immer größere Scharen heran, die den zusammengedrängten Zug auch noch von den Seiten beengten und in eine völlig hilflose Lage brachten. Auch die lärmenden Bemühungen der Palastwache trugen nur zu noch schlimmerer Verwirrung bei.

Machtlos und doch fast geschüttelt von Zorn sah der König auf die fühllose lederne Halbkugel, die ihm den Weg versperrte und wie ein tief verwurzelter Baumstumpf durch nichts zu beseitigen war; seine Ohren waren fein genug, das versteckte Gelächter in den Fenstern zu vernehmen, und seine Augen waren nicht so schwach, als daß sie nicht den schadenfrohen Spott entdeckt hätten, der über die devoten Gesichter ging. Plötzlich hörte er hinter sich ein Gebrüll, als ob ein Dutzend Drommeten gleichzeitig fortissimo bliese, und entsetzte Stimmen schrien: „Der Elefant ist hinter uns her! Vorwärts!! Er wird uns alle zertrampeln!“ Schon drängten sich zur Seite des Königs Pferdeköpfe vor, und hunderte von Hufen schlugen verzweifelt auf den Stein, da bemerkte er, wie die Halbkugel, ungeachtet der Ketten, in Bewegung geriet und in einem weiten schwerfälligen Bogen sich drehte. Das Nashorn sah ihn an.

Der König saß auf seinem Pferd wie eines jener erzenen Standbilder, von denen er manchmal träumte. Gleichzeitig spürte er, daß hinter ihm die Bewegung erstarrt war. Unter wulstigen Lidern kam ein langer stumpfer Blick zu ihm empor, dem er nicht ausweichen konnte. Die Lider bewegten sich ein wenig, als würden sie herunter-

gezogen von tiefer Müdigkeit oder aber, als ob ein schwerer Zweifel, der sich nur im Innern lösen ließ, sie schließen wolle. Wieder brüllte der Elefant und noch ein drittes Mal. Die spitzen Ohren des Nashorns hoben sich und sanken langsam wieder herunter; die ganze Straße war stumm und bewegungslos, während die beiden großen Feinde sich witterten und unterhielten. Auch die Affen und Papageien gaben keinen Laut. Emanuel fühlte, wie die Zügel seines Pferdes auf und nieder flogen, weil er seine Hände nicht mehr meistern konnte. Noch immer sah ihn das Nashorn zweifelnd an, ohne ihn zu beachten; es schien zu sehen, ohne wahrzunehmen. Mit-ten in seiner offen ausbrechenden Angst fühlte der König das durchdringend Lächerliche seiner Situation.

Einige Minuten verharrten so die Menschen unter der Herrschaft der Tiere; stand der erschrockene kleine König im Bann einer unverständlichen großen Gewalt. Dann drehte sich das Nashorn wie nach einer langen Überlegung wieder um, als bliebe ihm noch unendlich viel Zeit, seinem Feinde zu begegnen, und setzte, gleichgültig gegen Ketten und Lanzen, seinen Weg fort. Sofort war die Beängstigung von allen genommen; die Enge löste sich; die Ausgelassenheit trat an

die Stelle der Angst, und in der übermütigsten Stimmung und mit noch gesteigerter Erwartung folgte der Zug seinem vierfüßigen Führer nach dem Kampfplatz.

Es war eine von hohen Gittern umgebene, im übrigen flüchtig gezimmerte Arena, wie man sie auch zu Stierkämpfen benutzte, und an der das Bemerkenswerteste der samtene Baldachin war, unter dem Emanuel Platz nahm. Mit einer großen Geste winkte er die Gesandten zu sich heran; dem Spanier gab er den besten Sitz zu seiner Rechten. Nachdem der Hofstaat die Reihen hinter dem König gefüllt hatte, drängte das Volk herein und besetzte in wenigen Augenblicken die freigelassene Hälfte der Arena so dicht, daß auch nicht ein Stückchen des Bretterbodens zwischen den dunkeln Köpfen zu sehen war.

Alle waren stumm vor Erwartung. Endlich trat statt der Tiere ein reichgekleideter Herold auf, der in einem langen Lobgedichte den König feierte und ihn nicht nur den glücklichsten, sondern auch den größten König nannte; denn wahres Glück werde nur wahrer Größe zuteil. Emanuel hörte diese Worte, die heilend an seine geheimste Wunde rührten, beifällig an und lohnte sie reichlich ihrem Urheber, als den er leicht den Grafen Castello Branco erkannte. Freilich war nie-

mand außer dem Herrscher anwesend, für den der Vorspruch des Herolds mehr gewesen wäre als ein leeres Wortgeklingel, so daß die Ungeduld aufs höchste gestiegen war, als der König das Zeichen zum Anfang gab und der Elefant wie ein wandernder rissiger Felsblock hereinstampfte.

Er umschritt einen Halbkreis und blieb mit dem Rücken gegen den König stehn. Bald darauf stand das Nashorn, von seinen Ketten befreit, fast verschlafen vor dem Türflügel, der gewaltsam hinter ihm zugeschoben wurde. Zwischen den beiden Todfeinden lag nur der offene sandbedeckte Platz, eine Entfernung von wenigen Schritten. Die Tiere spürten ihr Gegenüber. Durch die Nähe des vertrauten Gegners, mit dem es unzählige Kämpfe in fernen Steppen geführt haben mochte, schien der alte Tatendrang im Nashorn zu erwachen; ein Zittern lief durch seine Masse. Der Elefant trat zurück, so daß sich die Eisenstäbe des Gitters in die faltige Haut seines Rückens preßten. Nun senkte das Nashorn den Rüssel. Niemand wagte die Feinde anzufeuern im Gefühl des in der nächsten Sekunde losbrechenden Gewitters. Gleich darauf duckte das Nashorn; seine Hinterfüße scharrten und suchten Halt; dann flog der Sand auf, der Rüssel ritzte den Boden, und in einem beispiellosen Wirbel der Schnelligkeit verwandelte sich der schwere

Leib des Nashorns in ein staubumkreistes Geschoß; aber ebenso schnell hatte der Elefant sich gedreht und war links vom König, unmittelbar vor dem Zugang der Zuschauer, mit dem ganzen Gewicht seiner Masse gegen die Eisenumhegung geprallt. Die Stäbe flogen auseinander wie vom Sturm zerstreute Halme, und ohne für den Bruchteil eines Augenblicks in seinem Ansturm gehemmt worden zu sein, jagte der Elefant aus der Arena. Gleichzeitig stürzte das Nashorn an der Stelle, wo sein Gegner sich eben noch befunden hatte, unter der Wucht seines ziellos gewordenen Anlaufs zusammen.

Es war still, dann sickerte es aus der obersten Reihe des Volkes unterdrückt, aber unwiderstehlich wie ein Gelächter hervor, und plötzlich erdröhnte die ganze Arena von rücksichtslosem, ungebändigtem Lachen. Der König stand in der Mitte, zornrot, beschämt, unmächtig zu befehlen. Er suchte nach dem Grafen Castello Branco, der unsichtbar geworden war. Da fiel sein Blick auf Francisco d'Andrade, den einzigen, der nicht lachte, weil ihn noch immer die Angst erstickte. „Ihr übernehmt die Sorge für das Nashorn“, sagte Emanuel böse, „seht zu, daß Ihr Euch mit ihm befreundet, Ihr müßt vielleicht eine lange Reise mit ihm tun.“ Dann ging er rasch.

Bis zum Schloß war die Straße völlig verwüstet von dem Elefanten, der, von seinem Urfeind gejagt, in haltlosem Schreck alles niedergetrampelt hatte, was ihn hinderte oder ihm begegnet war. Am schlimmsten hatte er unter den Verkaufsbuden im Schloßhof gewütet. Dort sah es aus, als seien die Stände der Fleischer, Bäcker, Tuch- und Wafenhändler samt ihren Waren und Besitzern in wildem Durcheinander aus einem Sack geschüttet worden. Erst unmittelbar vor dem Tejoufer hatte sich das Rasen des Elefanten gelegt, so daß ihn die Leute des Sultans, die ihm sofort schreiend nachgestürzt waren, in seinen Stall zurückführen konnten.

Die Arena leerte sich rasch nach dem etwas beklemmenden Weggang des Königs. Niemand achtete mehr des Nashorns, das wieder aufgestanden und gemächlich nach der Tür getrottet war, aus der man es herausgelassen hatte. Bedrückt und über die Worte des Königs grübelnd sah Dom Francisco über die leere Sandfläche, die eine tiefe, vom Rüssel des Nashorns gezogene Schramme zerteilte. Dann ordnete er an, daß man das Ungeheuer in das Schloß zurückbringe, wohin er ihm selbst in beträchtlichem Abstand folgte. Dort angekommen erhielt er den Befehl, sofort vor dem König zu erscheinen.

Emanuel's Ärger schien bereits gemildert durch einen gefaßten Plan. „Ihr habt es recht geahnt“, sagte er zu dem sich tief verneigenden Edelherrn, „das Ungetüm bringt uns kein Glück, es muß aus dem Lande. Es ist kostbar und schädlich zugleich, also vortrefflich geeignet als Geschenk. Ich dachte erst an den Kaiser, aber er hat keine Freude an solchen Mißgeburten und würde das Nashorn wahrscheinlich ungesehen weitergeben. Dem Franz von Frankreich gönne ich nicht einmal den Ärger, den er mit dem Unthier hätte; aber wir können es ihm immerhin an der Nase vorbeiführen und, rechtzeitig angekündigt, in Marseille damit landen. Kurzum, es soll zum Heiligen Vater nach Rom. Wir sind ihm für mancherlei verpflichtet; hat er doch für die Spanier und uns die Welt mitten durchgeschnitten und jedem eine Hälfte geschenkt. Überdies ist es ein Beweis meiner Ergebenheit und ein neuer Anlaß, über die zweckmäßige Einrichtung der Welt zu philosophieren; denn was diese Ungestalt auf ihr soll, kann niemand ergründen.“ Doch erschrak er sofort über seine Worte: „Der Himmel vergebe mir; es soll heute noch eine Messe gelesen werden zum Dank, daß kein größeres Unheil angerichtet worden ist. Aber trotzdem soll der Dickhäuter nach Rom. Der

Heilige Vater hat, wie ich weiß, einen besonderen Spaß an diesen Karnevalsscherzender Natur. Wollt Ihr ihm Euern Schützling bringen?“

Hinter der Frage lauerte eine Absicht, von der Dom Francisco wußte, daß sie keinen Widerspruch ertragen werde, ebenso, wie es ihn mit plötzlicher Klarheit überkam, daß diese Absicht von einer noch viel tieferen Feindlichkeit war als das Ungeheuer, vor dem er sich fürchtete. Seine arme Verstellungskunst reichte nicht aus, den Schrecken zu verbergen, den er über den neuen Auftrag empfand; und so senkte er seinen Kopf, gleichzeitig um sich zu verstecken und zu bedanken, und nahm die Gesandtschaft nach Italien an. Vor dieser hilflosen Demut flog ein Schein von Mitleid über Emanuels Gesicht: „Ihr kennt doch schon Italien? Freut Ihr Euch nicht, es wieder zu sehn?“ — „Ja, ich war dort auf dem Landweg vor fast zwanzig Jahren; doch was ist Rom gegen Lissabon? Es verdient seinen Ruhm nicht; aber für Lissabon wäre Roms Ansehen nicht zuviel. Wir haben schöneren Marmor, schönere Kirchen; Lissabon steht hoch über dem Fluß: dort ist alles flach und leer.“ Diese Worte kamen aus einem Abgrund der Liebe zum eigenen Land, in den die Schmeichelei keinen Zutritt hat; sie waren in dem einzigen Tonfall gesprochen,

in dem Dom Francisco zu bitten wagte; aber der König hörte das Flehen seines Edelherrn nicht, gab ihm kurz seine Instruktionen und ging.

*

*

*

Obwohl Dom Francisco schon an die fünfzig Jahre alt war, hatte er doch nie eine Seereise ausgeführt, weil er seit Kindertagen ein unerklärliches Grausen vor den Wellen empfand. Nun sah er sich plötzlich wegen jenes unheimlichen Fabelwesens gezwungen, sein Leben für Wochen dem Meere anzuvertrauen. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er der Aufforderung des Königs nicht widersprochen hatte, gleichgültig, was aus dieser Verweigerung gefolgt wäre; entwarf abends Pläne, wie er sich nachträglich noch dieses Auftrages entledigen könne, und begeisterte sich an ihnen, aber am Morgen fand er kaum noch den Mut, sich ihrer zu erinnern. Häufig sah er nachts einen gewaltigen Wellenberg, der auf ihn zueilte, während er auf dem äußersten Vorsprung eines Felsens stand; oder er erlebte wieder die Täuschung, die ihn als Kind befallen hatte, wenn er am Meer gestanden war und plötzlich vermeinte, daß auch das Land sich auf und ab bewege in dem furchtbaren, alles sich unterwerfenden Rhythmus des Atlantik. Im Kreise seiner Freunde machte er dem

Haß gegen das Nashorn Luft, den er in sich wachsen fühlte; sobald er aber sich den Käfig vorstellte in dem dunkeln Gewölbe, peinigte ihn Reue, als habe er eine Gottheit beleidigt, die sich rächen werde.

Endlich fanden seine von Tag zu Tag gefristeten Hoffnungen auf eine weitere Verzögerung in der Abfahrt des Schiffes keinen Boden mehr, auf dem sie fortwuchern konnten, und er stand morgens am Hafen, um den Transport des Ungetüms auf das Schiff zu überwachen. Seit dem Tage des Tierkampfes hatte er das Nashorn nicht mehr gesehen, obwohl er täglich den Wärter mit einer uneingestandenenen Erwartung nach ihm gefragt hatte, und auch jetzt vermied er es, einen Blick unter die verhängenden Tücher zu tun, während die Matrosen die Last über die Brücke rollten. Man stellte den Käfig auf dem Hinterteil des Schiffes auf, in jenem halbdunkeln Raum, der von dem nur dort bestehenden Ansatz eines Oberdecks überdacht war, und schraubte ihn an allen vier Ecken an den Planken fest. Die Reise sollte über Ceuta und Marseille nach Genua gehen; von dort sollte das sonderbare Geschenk zu Land nach Rom gebracht werden.

Dom Francisco stand am Bug über das Gitter gelehnt. In dem schmutzigen Hafenwasser hingen

ein paar Quallen, die, sich zusammenziehend, in steilerer Wölbung die fettige Oberfläche durchbrachen und dann, auseinandergehend, sich wieder sinken ließen, während ihre Greifarme wie fleckige Tuchfetzen durch die Trübe wehten. Ein Stück davon schwamm eine tote rote Katze, steif, mit dem Kopf nach unten, in einer Einbuchtung, die die Strömung nicht erreichte. Unglücklich blickte Dom Francisco nach der Stadt empor; das Licht hatte schon den Höhepunkt seiner täglichen Bahn überschritten und etwas von seiner Weiße verloren; in den Fenstern glühte die Verheißung eines goldenen Abends. Die Palmen, die weit entfaltet aus den Steinschluchten aufblühten, regten sich leise, so daß Francisco das Knistern zu hören meinte, mit dem sie über die rauhen Hauswände strichen; alle Läden waren geschlossen, auch in seinem eigenen Hause oben über der Kathedrale, die eben ihren zackigen Schatten nach ihm über die Dächer warf, ohne es zu erreichen.

Da begann plötzlich das geliebte Bild zu erzittern und sich den Fluß hinunter auszudehnen; das Segel schwang knarrend hin und her wie das Pendel einer wieder in Gang gesetzten Uhr, die in eine unbewußt genossene Stille den unerwünschten Stundenschlag tickt. Der seltsam Be-

wegte glitt an den Baugerüsten von Bêlem vorbei, die fragmentarisch in den Himmel starrten, und glaubte den König selbst zu sehen, wie er sich zur Erde niederbeugte mit einem Maßstab und ein längliches Geviert damit umschrieb; dann traten die aufgehäuften Steintrümmer davor und verschütteten die Gestalt. Der geliebte Strom hatte es eilig, das Schiff hinauszutragen, und Dom Francisco fühlte es schmerzlich, mit welcher Schnelligkeit er ihn von seiner Heimat entfernte. Noch berührte die Sonne die Wasseroberfläche nicht, als die Felsen von Cascaes und die letzten Dünen des linken Ufers im Blau versunken waren.

Erst spät am Abend fand sich Dom Francisco unter der trübschwelenden Lampe mit dem Jeronimiten-Pater zusammen, der ihm als einziger Begleiter mitgegeben worden war. „Wir Portugiesen sollten nicht reisen“, sagte der stille verschleierte Mann im Mönchskleid, „denn es gefällt uns nirgends, und würden wir wie Magalhães das volle Rund der Erde umfahren. Wir besitzen die halbe Welt, aber wir sind nicht in ihr zu Hause, und so müssen wir alles wieder lassen. Ich weiß wohl, daß unsere Felder steinig, unsere Berge kahl sind, und doch muß ich immer zu ihnen zurück.“ — „Sagt das nicht“, erregte sich

Dom Francisco: „es ist nirgendwo schöner. Ich war in Spanien, Frankreich und Italien; aber jeder Berg ist dort feindlich, jeder Hügel, jedes Feld traurig und trostlos. Als ich das letzte Mal zurückkehrte, schwor ich, nie mehr Lissabon zu verlassen, und nun muß ich übers Meer — um des Königs Spielzeug fortzubringen. Habt Ihr Euch das Tier betrachtet?“ — „Ich sah es an“, erwiderte der Pater, „aber ich verstehe es nicht. Es ist furchtbar. Sollte wirklich ein Funken des gleichen Lebens sein in mir und in dieser rätselhaften Ungestalt?“

Das Schiff legte sich tief auf die Seite, so daß die beiden Männer sich kaum festhalten konnten auf ihren Sitzen; über ihnen ächzte das Gebälk, als ob ein Steinklotz hin und her gewälzt werde. Nun setzte auch ein stärkerer Wind ein, und sie spürten, wie der Kiel die Wellen rascher zerschnitt. „Es liegt über uns“, Dom Francisco wies nach der Decke, „es ist wie ein Gewicht, das auf das Schiff drückt und hinunterzieht.“ Es kam ihm zu Bewußtsein, daß nur Meer um sie war, kaltes, lauerndes Wasser, und daß sie trieben auf der matterleuchteten Lebensinsel, so fern von der Erde wie irgendein Stern, und mit diesem Ungetüm, das auf eine unbegreifliche Weise lebte. Trostlos sah er auf ein paar Leinwandballen,

die in dem Halbdunkel auf und ab schwankten und dumpf zusammenstießen, widerwillig dem Gesetz ihrer Masse folgend, dem auch sein eigener magerer Körper dienstbar war; die Lampe tanzte, und die Schatten verwirrten sich in ewigen Zuckungen, riesenhaft wachsend, zwerghaft zusammenschrumpfend, daß die Maße des Raumes und der Dinge unsicher wurden und alles in einer chaotischen Verwandlung begriffen schien. Die ruhige Festigkeit seines Hauses und seiner gewohnten Räume, die ihm auch das Dunkel heimisch gemacht und ihm noch im Halbschlaf, an der Grenze der gegründeten Welt, das Bewußtsein geordneter Umschirmung tröstend fühlbar gemacht hatten — so daß er, von einem immer wieder erreichbaren Ufer aus, sich leichter dem Unbestimmten übergab —, erweckten in ihm eine unbegreiflich wehmütige Erinnerung. Aus einer Tiefe heraufsteigend, die nicht nur ihm allein gehörte, sondern die vielen tausend Seelengründe seines Volkes in Europa, in Brasilien, Indien, auf den Molukken, in China und im Gelben Meer mit derselben verdunkelten Flut erfüllte, strömte seine ganze angeborene Trauer in diesem einen Schmerz, dem Heimweh, zusammen, das ebenso töricht wie unheilbar war. Nach Mitternacht, als das Schiff sich steile Berge

erkämpfte und in fliehende Täler stürzte, wurden die beiden Männer von der sonderbaren Angst befallen, das Nashorn könne sich aus seinem Käfig befreien. Sie stiegen hinauf mit einer Laterne, in die der Wind vergebens von allen Seiten einzudringen suchte, und tasteten sich auf den schiefen, nassen Planken bis an den Käfig, der fest, wie mit dem Boden verwachsen, auf seiner Stelle saß. Das Nashorn schlief. Wie die großen langen Wellen des Atlantik, die auch bei Windstille und klarem Himmel die Schiffe geheimnisvoll auf und nieder tragen, lief sein Atem durch den hingestreckten Leib; aus seinem Rüssel röchelte es schwerfällig wie eingefangener Sturm. Zum erstenmal sahen sie, daß der Käfig viel zu eng war und die vergeblich vorgeschobenen Beine krümmte, und sie ahnten für einen Augenblick, daß es doch ein verwandtes Leben war, das, in eiserne Gitterstäbe gezwungen, unter dem rasch aufblitzenden und verlöschenden Himmel schlief. Der Wind war sehr kalt, und der hereinwehende Wellenschaum traf ihre Gesichter wie prickelndes Eis. Sie standen wie an einem Grab, dessen Stille nicht ganz sicher ist, als könne plötzlich aus dem verschütteten Hohlraum ein Hauch hervordringen, der auf eine sonderbare Weise tot und lebendig ist.

An einem unbestimmten Abend, der alle Farben vermischte, sahen sie Ceuta sich wieder entfernen. Aus der Monotonie von Himmel und Meer waren sie für ein paar Stunden in das vielstimmige Farbenspiel des Orients versetzt worden; dann blieb alles zurück im Schweigen des Unbegrenzten, und nur ein paar Bilder tanzten noch vor ihren Augen, von verströmendem Leben immer matter bewegt. Obwohl er kein Wort von dem Vorgetragenen verstehn konnte, hatte sich Dom Francisco in den dreifachen Zuhörerring des Märchenerzählers gesetzt; nur um etwas von dem zeitlosen Verweilen des Ostens sich vorzutäuschen und zu genießen, das ihm nicht beschieden war, und sich einzuordnen, wo er nicht bleiben durfte. Von der Höhe der Festung sah er das Schiff im Hafen liegen, so fern, als hätte er es niemals noch betreten; wie ein Wolkenbild, das ohne seinen Anteil kommen und zerfließen mochte.

Dann betäubte er sich im Lärm der arabischen Gassen. Er stellte sich neben den Tisch des Wechslers und zählte die gehäuften Geldstücke mit, als ob sie ihm selbst gehörten; er sah dem Schreiber über den Rücken und folgte der raschen Hand, die rätselhafte Zeichen wie einen Bilderschmuck auf die zarten Bogen tupfte. Fernherklang, dumpf

und erregend, die Trommel des Schlangenzaubers. Er handelte Früchte ein, um sie zu verschenken, trat in den palmenbeschatteten Hof eines Hauses, nur um dann zurückzusehn und sich vorzustellen, wie er noch eben, an dem flachen Brunnenbecken stehend, ernst vom Pförtner begrüßt worden war und nun diesen Kreis schon wieder verlassen hatte und mitten in der Gegenwart der Vergangenheit angehörte. Unter einem Torbogen, wohin ihn die Fülle des farbensenften Lebens gedrängt hatte, ergriff ihn mit einer heimatlichen Wehmut die Glocke des Wasserverkäufers. Langsam, mit einem feuchten, noch behaarten Fell auf dem Rücken, in dem die Kühle auf und nieder schwappte, zog dieser an ihm vorüber und verschwand läutend in den schattendunkeln Gassen. Diese Glocke, die überall tönte in der Stadt und über ihren Dächern, auch wo man den Wasserverkäufer nicht sah, klang immer noch in den Ohren Dom Franciscos, als lang schon wieder die Wellen an die fliehende Schiffswand schlugen und Stadt und Ufer unsichtbar geworden waren.

Der Schaum ballte sich unter der wogenden Oberfläche und sank wie große Gletscherbrocken in die bodenlose Nacht. Auf den Kämmen der spanischen Berge lag noch Schnee; sie stürzten grau,

von Nebel umweht, aus ungeheurer Höhe in das Meer. Andere flohen zurück und türmten sich nach hinten auf, zusammenbrechend und sich wieder erraffend, kahl vom Meeressaum bis in die Wolkennacht. In einem flüchtig sich öffnenden Tal erstickte ein Licht. Dom Francisco bemerkte, wie die Möwen die Wellen mieden und langsam auch den Mast verließen, der unsicher seine Zeichen in die Wolken schrieb.

Das Felsenschloß der Insel Ibiza stand von Schaum umsprüht, aber noch nicht überschüttet, völlig vereinsamt vor dem zackigen Inselland. Breit und verloren lag Mallorca da; von aller Schwermut seiner Inselhaftigkeit umspült tauchte es auf und versank, als warte es vergebens auf einen Fuß, der es betreten sollte; vergessen wie ein verwilderter Acker, auf dessen Früchte niemand achtet.

Bei verhängtem Himmel und bewegter See, aber ohne Sturm langten sie in Marseille an, wo sie hörten, daß König Franz, der inzwischen auf Emanuels Betreiben durch seinen Gesandten über die Durchreise des Wundertiers unterrichtet worden war, sich eigens aufgemacht hatte, um es zu sehn, und in Kürze erwartet werde.

Das Nashorn empfing seinen königlichen Besuch am folgenden Tage, schlafend, ohne sich im min-

desten von dem bunten Lärm stören zu lassen, der sich um seinen Käfig erhob; denn Dom Francisco hatte diesen, um ihn dem Halbdunkel zu entziehen, losschrauben und auf ein paar Steinblöcken am Kay aufstellen lassen. Der König geriet außer sich vor Entzücken; er sah zwischen allen Stäben hindurch, hielt seinen Kopf nahe an den pustenden Rüssel, tippte mit dem Finger an die dicken Ledersohlen der Hinterfüße und wagte es endlich, mit einem Stäbchen der gefährlichen Rundung des Horns zu folgen.

„Ein solches Tier kann der König von Portugal wegschenken!“ sagte er aufgeregt zu seinem Begleiter, „es ist alles hohle Prunkerei, aber immerhin: er tut es, und es wird bekannt. *Wir* haben keine solche Geschenke zu machen, wir haben kein Afrika, kein Indien, wir schlagen uns mit Kaisern und Königen herum; *dem* fällt es unverdient über Nacht in den Schoß. Das wäre ein Aufsehen in Paris! Das wäre ein Stück für die Annalen! Natürlich weiß Emanuel nichts damit anzufangen: auch das größte Glück ist dem Mittelmäßigen nichts. Aber ist es nicht eine Schmach, daß das Glück gerade an den Mittelmäßigen fällt? Ich wollte das Ungetüm der Welt schon vorstellen! Alle Siege sind schal ohne Trophäen; aber eine solche Mißgeburt trägt den Ruhm

weiter als die Posaunen von Jericho.“ Dann legte er Dom Francisco freundschaftlich den Arm auf die Schulter und führte ihn beiseite: „Hört, hieltet Ihr es für unverdient, wenn Euer König mir, statt dem Papste das Geschenk machen würde? Das Nashorn schläft; vielleicht ist es krank; vielleicht erträgt es die Seereise nicht und stirbt in den nächsten Tagen. Es ist so; und wenn es nicht so ist, wer kann es widerlegen? Ihr habt Euer Haus in Lissabon; Ihr habt ein Schloß, ein Gut, indische Schätze; Ihr habt drei oder vier Schlösser: wenn Ihr mit dem Kopfe nickt, so weiß ich genug, und Ihr habt das Doppelte in Frankreich. Kennt Ihr die Gascogne, die Provence; Früchte, Üppigkeit, Schatten, strotzende Äcker; liebt Ihr Gemälde, Statuen, Frauen? Bedenkt, so viel Schönheit für die häßlichste Ungestalt der Welt!“ Dom Francisco wußte nichts zu erwidern; Franz der Erste begeisterte sich an seinem höchsten Trumpf: „Ich weiß, Ihr seid groß in Portugal: Ihr herrscht über Erdteile und kennt den Umfang Eurer Herrschaft noch nicht einmal. Aber habt Ihr ein Bild von Leonardo, einen marmornen Helden von Donatello? Ihr habt das Große gesehen und erlebt; wollt Ihr nicht das Bleibende besitzen? Sind solche Werke nicht noch mehr, unvergänglicher als ein Weltreich?“

Das Nashorn lag grunzend, aufgebläht da, in einem grauenvollen Mißverhältnis aller seiner Maße; Dom Francisco schien es, daß sein Schlaf noch schreckenvoller sei als seine Wut. Er erinnerte sich der boshaften Feindlichkeit des Königs Emanuel und aller jener traurigen Torheiten, mit denen man in Portugal die Weltherrschaft feierte; der verderblichen Folgen allzu rasch gewonnener Macht; der Beflissenheit, mit der man schon Monumente errichtete, die an das Imperium erinnern sollten, während es doch eben erst begonnen hatte; der aufgeblasenen Unsicherheit, mit der man es regierte. Dann fühlte er die scharflauernden Augen des französischen Königs auf sich und verlor darüber die Fähigkeit, weiter zu denken und abzuwägen. Wieder stieg die Angst vor dem Meere in ihm auf, die sich mit der Angst vor dem Nashorn vermischte, als sei es dasselbe Ungeheuer, das in dem Käfig und in den Wellen drohte; er sah die trostlose Weite, die auf und nieder wankte, schwer und flüssig, wie geschmolzenes Erz. Aber plötzlich wachte die Glocke des Wasserverkäufers wieder in ihm auf, und mit einem Male wußte er, warum sie ihn so ergriffen hatte: sie klang wie das Glockenspiel der Spitalkirche in Lissabon. Er sah sich die breiten Stufen hinuntergehen von der Calçada Santa Anna

und hörte den leisen verschwebenden Ton, der immer über den Dächern war und von dem man doch nicht wußte, woher er kam...

Noch immer suchte Dom Francisco nach einer Entschuldigung, aber der König, der nicht gewohnt war zu warten, schnitt sie ungeduldig ab: „Eure Miene genügt. Ihr habt kein Recht, dem König von Frankreich mit Worten eine Bitte zu verweigern. Lebt wohl!“

Stumm hatte sich Dom Francisco das Recht heimzukehren bewahrt; doch war er nicht froh über seinen Sieg, an dessen Notwendigkeit er im übrigen nicht zweifelte. Hatte er sich die Heimkehr selbst gesichert mit diesem Recht? Bedrückt bestieg er das Schiff, und er glaubte zu spüren, wie es sich senkte, als man den Käfig wieder heraufrollte und an seine Stelle brachte. Da die Fahrt nur noch wenige Tage dauern sollte, so befestigte man das Gehäuse nur mit Ketten an den Planken der Hinterwand.

Rasch verschleierte heraufwehender Regen die Küste; der Segler spannte seine feuchten Flügel und übergab sich den Strömungen der beiden Ozeane, die ihn trugen und trieben, mit schlagenden Wellen, mit unsichtbaren Lüften; sie mußten noch nahe am Lande sein und gehörten doch schon dem Grenzenlosen an. Die beiden

Männer saßen unten und sprachen von der ängstlichen Sorge der Könige um ihren Ruhm. Das Nashorn schlief stumpf, ohne Nahrung zu nehmen, ohne den Kopf zu erheben; seine dicken Beine schlugen tot an die Stäbe, monoton, wie die Trommel des Schlangenbeschwörers von Ceuta.

Am frühen Morgen nach der zweiten Nacht, als sich in der Ferne schon die scharfen Grate der Ligurischen Alpen aus den Wolken drängen wollten, fiel ein Sturm in die Leinwand und spannte sie auf wie ein Paukenfell für den Wirbel des Schicksals. Unten stürzte der Tisch um; die zinnernen Teller und Kannen sprangen über die Bretter wie gejagte Ratten; man hörte sie nicht mehr klirren in dem gurgelnden Toben: sie trafen und stießen sich ohne Gewicht, ohne Stimme.

Dom Francisco sprang hinauf. Die Matrosen hingen machtlos in den Seilen. Neben ihm wuchs ein graues Gebirge rasend schnell zur Höhe des Segels; dann ward das Schiff in die Luft geworfen, als habe die Welt sich gedreht und der Himmel sei der Abgrund. In der nächsten Sekunde fiel die Erde in ihre Achsen zurück, und das Schiff stürzte ihr nach in die leergewordene Tiefe. Die Glocke, die am Oberdeck befestigt war, schlug, von unsichtbaren Händen geschüttelt, in verzweifelter Schnelligkeit hin und her, bis der Schwengel

herausgeschleudert und von den abströmenden Wellen hinuntergerissen wurde. Mit beiden Armen in die Seile verstrickt sah Dom Francisco, wie unter der sinnlos weiterläutenden leeren Glockenschale der Käfig wie ein Strohgeflecht an seinen Ketten gegen die Seitenwände flog und seine Stäbe knickten und splitterten. Vor ihm stemmte sich der Steuermann steif in das Rad. Dann sah er plötzlich einen Riesenleib mit ausgleitenden Beinen im Halbdunkel zappeln und hervorbrechen, getragen von der Schnelligkeit einer tödlichen Wut. Im nächsten Augenblick rollte der Steuermann in seinem Blute, das sich wie ein rotes Tuch um ihn wickelte, in die Wellen hinunter. Gleich darauf jagte der Riesenleib an Dom Francisco vorbei einem ungeheuren Wogenberge zu, der ihm entgegenstieg und ihn in sich aufnahm.

In der Luke erschien jetzt der Kopf des Paters mit weitgeöffnetem Mund; die Hände hatte er nicht frei, um Zeichen zu geben. Zum erstenmal brach das Wasser mit voller Gewalt von oben, fast senkrecht auf das Schiff und löschte das entsetzte Antlitz aus wie ein Traumbild. Das Schiff warf sich hin und her wie ein zu Tode verwundeter Wal.

Endlich erreichte ein Matrose, der an einem Seile platt auf den Planken hinkroch, den Platz des

Steuermanns. Als er das Rad angriff, verzog sich sein Gesicht zu leerem Grinsen: spielend, wie ein getriebenes Mühlrad drehte es sich unter seinen Fingern. Das Steuer war gebrochen.

Von beiden Seiten schlossen sich die Berge zusammen wie gewaltige Zangen; deutlich waren die Menschen zu sehn, die am Strande hin und wider rannten, und die Köpfe, die alle Fenster der steil ansteigenden Stadt besetzten, aber die Wellen nahmen kein Fahrzeug an. Gegen einen Felsen geworfen sank das hilflose Schiff um Mittag im Angesicht der Bevölkerung von Genua. Dom Francisco war kein Held, und so wird er nicht einer von den drei Männern gewesen sein, die zur Verwunderung aller am Ufer Stehenden sich knapp eine Stunde, bevor der Sturm sich legte, noch in dem überspülten Mastkorb hielten, während ihre Genossen schon lange die salzige Kälte nicht mehr fühlten.

Zwei Tage später wurden Fischer aus der Gegend von Sturla erschreckt von einem entsetzlichen Meerungeheuer, das tot, mit aufgedunsenem Leibe, mit Algen und Muscheln behängt, an ihren Strand gespült worden war. Die Kunde von dem aufgefundenen Ungetüm, über dessen dicke Lederhaut bereits der schützende Segensspruch mehrerer Mönche und Priester und der sanfte

Abendtau des Weihwassers gegangen waren, gelangte bis zum portugiesischen Gesandten, der in ihm nach der ihm bekannt gewordenen Beschreibung das fromme Geschenk seines Königs an den päpstlichen Oberhirten erkannte. Er ließ die unversehrte Lederhülle sorgfältig präparieren und ausstopfen und sandte sie als eifriger Vollstrecker eines durch widrige Umstände in seiner Erfüllung aufgehaltenen Befehls an den Heiligen Vater nach Rom, vor dem sie allerdings nur kurze Gnade fand. Denn dieser machte zwar beim Anblick der abschreckenden Form und beim Anhören ihrer sonderbaren Geschichte die Bemerkung, daß dieses Schicksal gut zum Nashorn und das Nashorn gut zu seinem Schicksal passe, daß dies vielleicht überhaupt die Gestalt des Schicksals sei: stumpf und furchtbar zugleich, dann aber wandte er sich von dieser Frage ab und bestimmte das mit Stroh gefüllte Schreckgespenst für seine Sammlungen, womit er es denn auch der Zeit und dem Staub übergab.